

## Mediale Reflexivität

Gemeinhin „verstehen wir, wenn jemand spricht, dass jemand spricht; auch verstehen wir, wenn wir einen Text lesen, dass wir einen Text lesen; wir wissen, wenn wir ein Bild sehen, dass wir ein Bild sehen, und ebenso wissen wir, wenn wir Musik hören, dass wir Musik hören“ (S. 9). Diese eigentlich einfache Selbstverständlichkeit, nämlich dass Zeichen bzw. Medien nicht in ihrer verweisenden Funktion aufgehen, sondern darüber hinausreichen, nennt der Autor mediale Reflexivität oder die Selbstkenntlichkeit der Medien. Sie zu untersuchen, ist das Ziel dieser medientheoretischen Monografie, ursprünglich eine Dissertation an der Universität Potsdam. Dafür führt Möller zunächst – kaum überraschend – die Kategorie der Vermittlung an, freilich zugleich mit der Warnung drohender Tautologie bzw. unüberwindbarer „Grenzen des Wissbaren“ (S. 10) – wie sich ja überhaupt die Medienwissenschaft seit ihrem Bestehen in der semantischen Entgrenzung oder auch in der Beliebigkeit des Medien-Begriffs verliere und letztlich ihre eigene Krise ständig selbst reproduziere, wie er in der weiteren umfänglichen Einleitung genüsslich ausführt. Ausweg oder Fundament sucht er hingegen in der Exegese grundlegender Texte bzw. fundamentaler Ansätze (wodurch die Arbeit weit das eigentliche medientheoretische Terrain verlässt): nämlich zunächst noch in Kittlers medialem Technikverständnis, dessen materialistischen Kultur-Begriff er allerdings als Irrweg ablehnt, sodann vor allem in Heideggers Fundamentale Ontologie, in Derridas Dekonstruktivismus, in Luhmanns Systemtheorie und in Adornos Negativer Dialektik

(der der nicht ganz passende Begriff der „negativen Medientheorie“ entlehnt ist). An ihnen werden „Vermittlung und Selbstbegründungsdefizit“, „Ereignen und Wahrnehmung“, „[...] Sprache und Zeichen“, das „Gegen der Gegenwart“ sowie „mediale Reflexivität“ (so die Kapitelüberschriften) abgearbeitet und exemplifiziert. Doch immer wieder lassen die Texte bzw. ihre Autoren erkennen, dass sie vorausgehende Setzungen implizieren bzw. verlangen und damit ein Selbstbegründungsdefizit haben. Wie das Subjekt aus der Unmittelbarkeit seiner Entäußerung zu sich kommt, um Wahrnehmung und Welterfahrung als Vermittelndes und Vermittlung zu erleben und anzueignen, können sie nicht hinreichend erfassen und erklären. Daher kehrt Möller seine Argumentation letztlich um und postuliert die gegenteilige Frage: nämlich nicht mehr, wie das Subjekt zum Objekt kommt, sondern wie es aus einer Indifferenz (hier verstanden als „Nicht-Abständigkeit“ [S. 14]) mit bzw. zu ihm zu sich selbst gelangt. Doch auch sie bleibt prinzipiell unbeantwortet, zumal Möller in seinem Schlusskapitel nicht logisch nachvollziehbar Heideggers „Kehre“ aufgreift und sich ohne erkennbaren Bezug zu seinem Thema in dessen hermetischen, allenthalben „wesenden“ Formulierungen verliert. Vollends bleibt die eingangs so wichtige und charmant gestellte Frage offen. Vermutlich lässt sie sich ohnehin nicht aus den Objekten erschöpfend beantworten, sondern bedarf der pragmatischen, empirischen Erweiterung auf Rezeptionsprozesse. Denn es sind ja die Subjekte, die mit ihrer Wahrnehmung und ihrem Verstehen jenen semiotischen Überschuss des Mediums konstruieren:

Nicht das Medium an sich ist reflexiv, sondern seine Wahrnehmung und Aneignung durch das Individuum. Zur verständlichen Explikation würde wohl auch ein „anderes Schreiben“ (S. 26) gehören, wie der Autor am Ende seiner Einleitung für sich selbst wünscht.

Prof. Dr. Hans-Dieter Kübler



Jan-H. Möller:  
*Mediale Reflexivität. Beiträge zu einer negativen Medientheorie.* Bielefeld 2014:  
transcript. 262 Seiten, 32,99 Euro